

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 43

Artikel: Grundwasser

Autor: Zahn, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern . . .

26. Oktober

Zwei Gedichte von Joseph Reinhart.

Es tönt e Glogge.

Es tönt e Glogge=n=übers Land,
Was tuet si ächtern singe?
Es truurigs Lied? Es heiters Lied?
Wär chamer d' Antwort bringe?

Es tönt e Glogge=n=übers Land,
Der Nachtwind tuet's verträge —
Gang frog e=n=jedre, wie's em tönt,
s'Wird keine s'Glychlig säge.

Gradus!

I chumme=n=ine feistre Wald
Eleinzig und elei,
I weiß kei Wäg und weiß kei Stäg
Und möcht doch gäge hei.

I rüese lut und lueg mi um
Und löse=n=uf nes Wort. —
So goh=n=i halt gradus, — gradus!
Chasy — i chumm as Ort!

□ □ Grundwasser. □ □

Von Ernst Zahn.

3.

Auf der Diele über ihr ging der Schritt eines schweren Fußes, daß die morschen Bretter krachten und ein Staubregen in ihre Stube niederstob. Sie sah sich nicht um, auch nicht, als der Schritt sich über die knarrende Stiege herunter bewegte und der Stube sich näherte. Flori trat ein, aber sie beachtete ihn nicht, ein Bein schlug sie hoch über das andre und richtete den Blick zum Fenster hinaus.

Flori ersah sich einen der Holzstühle zum Sitz, von denen die Stube drei enthielt, altersgraue, brüchige Gestelle, denen der inmitten stehende Tisch an Gebrechlichkeit nichts nachgab. Der Stuhl kreischte, als der Bursche sich setzte. Da schaute die Bennetin mit einem unwirschken Blicke nach ihm, nahm aber gleich darauf ihre vorige Stellung wieder ein. Auch Flori schien nicht Lust zum Reden zu haben. Er stützte beide Ellbogen auf die graue, fettige Tischplatte, legte das Kinn hinein und betrachtete die schmucklose Wand. Seine Gedanken verglichen die mütterliche Wohnstatt, die mehr ein Stall denn ein Menschenunterschlupf war, mit einer andern, die er heute zum erstenmal betreten hatte: diese wurmstichigen, rauchgeschwärzten Wände mit hellem, reingescheuertem Gestel, den schmierigen Fußböden mit dem mit weißem, körnigem Sand bestreuten, die Gerätschaften, wie sie ärmer im Dorfe nicht zu finden waren, mit der Einrichtung der Wohn-

stube des Dorfvogts. Dann fiel sein Blick auf die Gestalt der Mutter, und es durchzuckte ihn etwas wie Scham und Grimm, daß das seine Mutter war, daß er nicht die andere Mutter heißen durfte, der er heute nahe gekommen, und die er mit stiller Bewunderung angestaut hatte, die Dorfvogtin. Er war noch jetzt wie in einem Traum. Aus diesem heraus redete er, nur halb für die Mutter am Fenster gemeint:

„Der Zwyer hat mich als Knecht gebunden.“

Die Bennetin war zusammenzuckt. Seit Zwyer ihren Liebhaber, seinen Knecht, verjagt und hart über sie geurteilt hatte, hörte sie den Namen ungern. Ihr Gesicht war höhnisch verzogen, als sie sich zu ihrem Sprößling wendete:

„Hast dich angetragen bei dem? Bist besessen?“

Flori erwachte. „Redet keinen Schwefel,“ gab er grob zurück. „Ich bettle bei keinem.“

„Was findet er denn an dir? So einen kann er jeden Tag von der Straße auflejen.“

Flori wurde blaß. „Schweigt!“ knurrte er. „Habt Ihr mich nicht auf dem Gewissen, wenn ich ein Lump bin?“

Sie zuckte die Achseln und grinste.

Er beachtete es nicht. Trockenen Tones erzählte er weiter: „Der Zwyer ist mir Dank schuldig. Er hat mich

zählen wollen, ein Almosen hab' ich nicht angenommen; so hat er mir einen Dienstplatz angetragen."

"Und du lebst ihm zulieb und nimmst den Platz an?"

"Ist es nicht ein großmächtiges Glück, wenn einem, wie mir, sich ein Haus auftut, wie dem Dorfvogt seines? Ich kann's für einen Segen nehmen, daß der mich will."

"Wer weiß, was er für Hintergedanken mit dir hat. Reiches Volk tut nichts, was nicht zu seinem Vorteil ist!"

In Flori war das Bild des schönen Zwölferschen Haushalts zu lebendig; er schob den Stuhl zurück und stampfte mit dem Fuß.

"Berungslimpft nicht alles nach Eurem Maß. Ich gehe zum Zwöller, sag' ich, und froh darf ich sein, daß ich gehen darf."

"Meinetwegen! Ein Maul weniger an der Schüssel. Der Xander wird losen!"*)

Das Türbrett an der Straße hatte geknarrt und war mit einem Schlag zugekracht. Ein tappender Schritt ging über den Flur, mit einem Klatsch schlügen zwei Fäuste die Stubentür zurück.

"Verfluchte Finsternis! Müßt ihr alles zuschließen, wie zwei Verliebte, die keinen Zuschauer brauchen können? Kein Teufel sieht in dem Gang!"

Das war Xanders „Guten Tag!“ Er polterte in die Stube, riß eine Schranktür an der Wand auf und holte eine Flasche und ein schmutziges Glas hervor. Noch am Schrank goß er sich das voll und stürzte es hinunter, dann setzte er Glas und Flasche vor sich auf den Tisch, an dem er sich niedersließ. Es war ein vierjähriger Gesell. Sein in hellfarbiges, grobes Sonntagsgewand gekleideter Leib zeigte schwere, klobige Glieder, seine Bewegungen waren schwerfällig und bärenhaft. In sein häßliches Gesicht waren alle Laster eingezzeichnet. Kleine, rotumränderte Augen lauerten tief in den Höhlen, die däigte, dunkle Brauen überhingen. Mund und Nase waren die eines Negers der Form nach, in die graugelbe Haut waren Schrammen und Striemen gerissen, als hätte eine Peitsche ihr Werk darauf getan. Eine klaffende Schnittwunde zog sich über die niedere Stirn bis unter die Wurzeln des rauen, ungepflegten Haares, das in dunklem Wust den Kopf umstand.

Als der Bursche eingetreten war, hatte sich die Bennetin geduckt, wie der Hund sich verkriecht, wenn einer naht, der nur Hiebe und Fußtritte für ihn hat. Wagte sie es, den Jüngeren zu höhnen, den Erstgeborenen hatte sie fürchten gelernt. Ihre Hände fuhren zitternd zusammen, als Xander sich, nachdem er ein zweites und drittes Glas hinabgestürzt, ihr zuwandte. Er hatte ein schmutziges Tuch aus der Tasche gezogen und fuhr sich damit von Zeit zu Zeit an die Stirn, es jedesmal blutig zurückziehend.

"Die Schramme hab' ich Euch zu danken!" fuhr er das Weib an. Gleich darauf lachte er misströnend auf.

"Wieso?" fragte die Bennetin zitternd.

Flori stand an der Wand und schaute, die Hände in die Taschen vergraben, mit einem sonderbaren Gesicht in die Stube. Ekel, Zorn, Scham stritten darin; Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit lauerten dahinter.

Xander bequemte sich zum Erzählen.

"Im „Schäfl“ ist es wieder einmal über Euch hergegangen, Mutter! Nicht, daß mir das stark zu Herzen ge-

gangen wäre, aber die Louise stand dabei und sperrte Maul und Augen auf, und ich lasse mich vor dem halbgewachsenen Mädchen nicht heruntertun!"

"Ich habe gemeint, es hätte der Mutter gegolten," sagte Flori. Der Hohn des andern hatte ihn gleich einer ihm selbst vermeinten Schmähung getroffen.

"Wer ist es gewesen?" stammelte die Tschüli.

"Des Ratsherrns Battist. Aber ich hab' ihn still gemacht für ein paar Tag'. Es wundert mich, daß sein Schädel es ausgehalten hat. Mir summt die Faust noch von dem kleinen „Tätsch“!*) Wären die andern nicht dazwischengekommen, wer weiß, was geschehen wär! Der Gaffer, der Lauskerl, ist mir mit dem Messer übers Gesicht gefahren, da hab' ich den andern ausschaffen müssen. Aber der soppelt den Bennet-Xander nicht so bald wieder!"

Der Bursche reckte sich, seiner ganzen rohen Kraft bewußt, die ungezügelte Wildheit seines Charakters spiegelte sich in seinen Zügen. Mit einem breiten Grinsen wendete er sich der Mutter wieder zu.

"Ihr seid eigentlich doch ein rares Weibsbild!" höhnte er. "Was sie Euch alles nachreden können, das ist schon . . ."

"Mir scheint, du bist auf dem Weg zum Buchthaus!"

Das sagte Flori klar und laut in die Stube hinein, und als der Xander herumfuhr und ihn mit einem tückischen Blicke von unten heraus betrachtete, ließ er seine Augen groß und fest auf ihm ruhen und vollendete: "Weißt noch nicht, daß im Gemeinderat davon geredet worden ist, man wolle dich ausweisen, weil du's mit Schlägereien und Wirtshaushocken schlimmer und schlimmer treibst?"

"Wer hat das gesagt, du Hudelnarr? Wer? Und was kümmert's dich, was ich tue?"

Er war an den andern herangetaumelt und streckte ihm beide Fäuste vors Gesicht.

Flori blieb ruhig. Er nahm nicht einmal die Hände hinter dem Rücken hervor.

"Der Dorfvogt hat es gesagt und mich verwarnt, daß ich mir an dir kein Beispiel nehme."

Die Tschüli hielt den Augenblick für gekommen, dem Xander schön zu tun.

"Und der Flori geht zum Dank für die Warnung in seinen Dienst," berichtete sie feig.

Der Xander gurgelte einen Fluch hervor.

"Ist das wahr, du Hudel?"

"Natürlich," gab Flori zurück.

"Das tuft nicht! Haft gehört?" brüllte Xander. "Sag, daß du's nicht tuft, oder ich hau' dich zu Tezen."

"Schlag zu," sagte Flori. In seinem Auge leuchtete es langsam und unheimlich auf, also daß eine gewisse Ahnlichkeit mit dem Bruder plötzlich zu Tage trat.

Der Xander griff nach dem Halse des noch immer an der Wand Lehnden. Dann schien er sich zu besinnen.

"Was soll ich dir anhaben, Hudelbub! Bist ja nicht mehr und nicht besser als ich, und im Dorfe giltst auch nichts! Wenn du nicht blind wärest, hättest dem Zwöller seine fadenscheinige Barmherzigkeit gesehen, wie sie ist! Aber ich weiß schon, was dich blind macht, dich!"

Die Tschüli lachte.

*) Tätsch = Schlag.

*) Lösen = horchen.

„Was gilt dir der Dorfvogt! Nach dem und seinem Haus hast keine Sehnsucht, haha!“ lachte Xander. „Aber an dem Mädchen liegt dir etwas, der Leni!“

Eine Flamme schlug dem Flori ins Gesicht.

„Hab' ich's nicht erraten?“ höhnte Xander, zu seinem Stuhle torkelnd. Er warf sich schwer auf denselben. „Versuch's nur mit dem Fratz!“ stichelte er weiter. „Die Augen gehen ihr jetzt auf für Liebesachen. Vielleicht gefällt es ihr, dich eine Weile zum Narren zu nehmen, bist ja so übel nicht! Aber nachher, haha, Hudelbub! Wenn du einmal ihre richtige Meinung von dir erfährst, haha, die Klingt nicht jetzt schmeichelhaft, die — pah —, die kühlst dich ab, das kannst geschrieben haben!“

Er hob sein Glas, das er neu gefüllt hatte.

„Sei vernünftig, Hudelbruder, da komm und trink auf gute Freundschaft. Wo zwei unterm gleichen Zeichen sind, müssen sie zusammenhalten. Da!“

Mit Flori war eine jähre Veränderung vorgegangen. Es schien, als verwirre der Zorn des andern ihm den Kopf. Ueberwältigend kam ihm das Bewußtsein wieder, wer er war, und daß der Xander recht hatte mit jedem Wort. Er kniff die Lippen ein und preßte die Zähne wild in das warme Fleisch. Dann trat er an den Tisch heran und langte nach dem Glas, das ihm Xander hinstreckte. Er hielt es und hob es zum Munde. Und als der Branntweingeruch ihm in die Nase kam, fasste ihn zum erstenmal ein Ekel vor dem von Kindesbeinen an gewohnten Getränk. Aber er bezwang ihn

und stürzte den Inhalt des Glases hinunter. Wortlos ließ er sich dem Xander gegenüber nieder.

„Hab' ich recht oder nicht?“ brüllte der abermals.

„Ja, recht hast!“ sagte Flori schwer. Sich abwendend, stützte er den Kopf in die Hand und stierte finster auf den schmutzigen Fußboden.

„Nun, so wach auf und gewöhne dir das Beichtpfaffen-gesicht ab! Mit dem machst unsern Ruf und die lieben Lands-leute nicht besser!“

Die Tschülli befürchtete neue Stichelreden und wußte einzulenden. Sie entnahm, aufstehend, der Tischschublade ein vergriffenes Kartenspiel und warf es zwischen die beiden auf die Tischplatte.

„Macht euer Sonntagsspiel und lasst das dumme Geschwätz,“ eiferte sie und wußte, daß sie dem Xander auf die Mühle sprach.

„Meinetwegen!“ knurrte der und langte nach den Karten. „Um was gilts?“ fragte er den Flori.

„Um was du willst,“ gab der zum Bescheid, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete. Seine Augen glühten und hatten doch einen heißen, feuchten Schein, als hätte der Bursche ein paar Tränen nach innen gesogen.

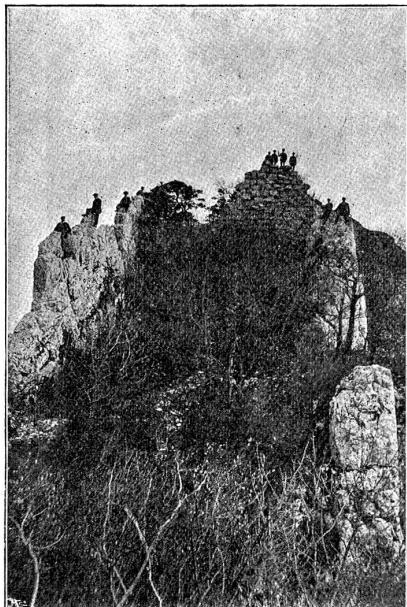
„Drei Spiele um das, was jeder im Sack hat,“ regte der Xander an.

„Gut!“ Flori zog seinen Geldbeutel und ließ ihn klirrend auf den Tisch fallen. Er enthielt drei Taglöhne des Dorfvogts, sein erstes, mit rechtfertigter, harter Arbeit erworbene Geld.

(Fortsetzung folgt.)

herbsttag im Bippertamt.

Skizze von Klaus Leuenberger, Bern.



Vordere Lehnsluh.

Draußen fächelten milde Lüfte; mit goldenem Sonnenschein lockte und winkte das herbstliche Land.

Da stieg ich aus, lief die Straße rechts von der Station

Bon Solothurn kam ich her. Die Eisenbahn sollte mich nach Osten führen. Aber die Launen der Menschen sind oft wie das Blatt im Wind: Ohne Halt, bald hierhin, bald dorthin sich wendend und neigend, und toller Wünsche voll.

Der Wagen war von Menschen überfüllt. Die Luft darin dumpf, verbraucht und lastend. Unter den Mitreisenden befanden sich Eisenbahngreuel: Stinkraketenpaffer, Auspucker und Ellentöpfler. Sie vertrieben mich. Jedoch, mehr als das:

hinunter, stand still und sah mich von leuchtender Schönheit umgeben.

Hoch und mächtig stieg der Wald empor. Ein großer Maler war darüber gegangen und hatte alle Farben seiner Palette über ihn gegossen. Daraus ist ein reizvolles Wechselspiel geworden. Glühendster Purpur und goldigstes Gelb umwogen in leichtsinnigem Flatterkleid ernste, schwarzgrüne, duftige Tannen.

Leises Blätterwehen rauscht von der Höhe hernieder. Auf der Straße tanzen tausend Sonnenkringel. Die Welt hegt sich im sanftleuchtend Schein des Altweibersommers.

Am Hofe ruht der Garten. Obstschwer sind seine Bäume, und seine Beete voll der heißen Farben. Ein Gelb wie Schwefel, noch eines und noch eines. Aber immer ein anderes. Und rot, viel rot, wie geronnenes Blut und Zinnober. Und über all dem ein Dämpfer: die bleichen Astern, der eckige Schatten des Hausbaches.

Nun schmiegt sich der Strom ins Land und wandert mit mir. Sein nasser Atem fühlt die Stirn. Von fern her taucht der Wald in ihn, und weite Fluren umblühen seine Ufer. Weiden schimmern im Goldstabichmud. Tautropfen funkeln und glitzern an Halmen und Gräsern. Aber wo die Sonne hinkommt, trägt er flüssiges Glas zum Meer, sonst singt er sein tausendjähriges Lied.

Man möchte nicht mehr weitergehen, nur immer seiner Sprache lauschen: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser! — Warst du nicht ehemal ein sprudelnder, überschäumender Wildbach, der alles mitriß, was hindernd dir die Wege sperrte? Hast du dich nicht erst sammeln, in dunklen